

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

2. Jahrg.

1930

Heft 1/4

Perlick, Die Zwiespältigkeit im Blute des Oberschlesiers — Krause, Zur Flurnamenforschung (Die Uberschar-Gruppe, Die Naplatki, Neue Welt, Galgenberge) — Bolik, Die Grajs — Vogt, Eine Erinnerung aus dem Feldzuge 1870 — Hyckel, Zum Gregoritage — Stephan, Zwei Kinderspiele aus Schönau (Der Schofdieb, Das „Knäbl“-Spiel) — Albers, Abgebliht (Volkslied) — Chrobok, Die Weidenkästchen im ober-schlesischen Volksbrauch — Chrobok, Vom Maibaum — Czmoł, Arbeiten in der Scheune — Czmoł, Austreiben des Viehs auf die Weide — Slupik, Über die Anwendung des Urins als ober-schlesisches Heilmittel — Slupik, Sagen aus Ostoberschlesien — Büchs, Abergläubische Fürsten — Hyckel, Kindersprüche aus Hindenburg — Hyckel, Handwerkersprüche — Hyckel, Stöbern — Anfragen.

Die Zwiespältigkeit im Blute des Oberschlesiers

Von Alfons Perlick

Überall in unserem Lande spürt man eine merkwürdige tiefe Verbundenheit des Volkes mit dem Boden und der Natur. Schon der Umfang und die Fülle heimatkundlichen Schaffens und Arbeitens, die dem Forscher im deutschen Lande vorbildlich waren, noch ehe politische und weltanschauliche Rücksichten weitere Anregungen gaben, legen genügend Zeugnis ab.

Die Landschaft, in der wir leben, hat trotz einer gewissen natürlichen Einförmigkeit in volkskundlicher Hinsicht eine prächtige Plastik und reiche Buntheit aufzuweisen. Rege Vorstellungskraft, Phantasie und Gabe des Erzählens und Erfindens, Freude an der Farbigkeit und Lebendigkeit des Lebens haben hier in weitem Maße schöpferisch gewirkt.

Die im Lande liegenden Dörfer verraten in ihrer Anlage, in ihrem Namen jahrhundertlang zurückliegendes natürliches Denken, das

wir heute noch achten, ein Sichverbundenfühlen mit der Landschaft, ein Versenken in ihre Eigenart, das wir heute noch bewundern müssen. So blühen auch Wald-, Wiesen- und Ackerfluren durch ihre Bezeichnungen und zeigen, wie der Bauer mit Herz und Geist sein Stück Land erkannt und es mit in seine Lebensform und -beziehungen eingereiht hat. Darüber hin zieht fleißiges Singen und Sagen und verkrängt die Landschaft zu einem Festsaal. Jede Siedlung, jeder Steg und Bach ist von bunten Geschichten umhüllt, die die Alten noch mit Schalkheit und Munterkeit erzählen und die die Kinder mit fragenden Augen und dankbarem Gemüt aufnehmen. So ist unsere ober-schlesische Landschaft keineswegs geistig verlassen und leer, sondern von ihren Menschen mit tiefem Sinn gestaltet, geformt und beseelt und deshalb so geliebt.

Noch enger tritt der Mensch unserer Heimat in Beziehungen zu den lebenden Objekten der Natur, zu Tier und Pflanze. Sein feierliches Brauchtum ist mit ihnen bei Aussaat und Ernte und all den Jahresfesten verknüpft. Er erlehrt für sie wie für sich den

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln-Colonnowska D.-G. / Schriftleitung dieser Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen D/Schl. / Altes Stadthaus.

Segen und versteht ihr stummes Wesen. Tag für Tag ist er unter ihnen, in ihrem Kreis und zählt sie mit zu seiner Gemeinschaft.

Der Oberschlesier ist fromm und seinem Gott noch in kindhafter Ehrfurcht ergeben. Sein mühseliges Leben und seine harte Arbeit ist von Gott gewollt, und darum stellt er sich ganz in den Dienst des Herrn.

Gott ist noch der Herr im wahrsten Sinne des Wortes, gerecht, den man noch fürchtet; ihm gegenüber fühlt er sich als treuer Untergebener und duldsamer Untertan. Aber darüber hinaus erhebt sich der obereschlesische Mensch als „Herrgotts Kindlein“, das immer wieder Verzeihung und Ausöhnung von seinem Vater erlangen kann. Das Kreuzzeichen ist ihm tägliches, heiliges Symbol, durch das er in großem Vertrauen mit seinen schwierigen Händen Ein- und Ausgang, Nahrung, Vieh und Arbeit immerdar in Gottes Segen stellt. Die sonntäglichen Andachten, die Wallfahrten und Prozessionen, die über das Land verstreuten Wegekreuze und Kapellen sind Zeichen und Gebete aus tiefgläubiger Seele, Schreie der Jubrust und Erbarmungsnot.

Das Leben ist den Bewohnern unseres Landes immer nur *A r b e i t*. Mit einer Genügsamkeit und fast übermenschlichen Ausdauer, die allen ostländischen Menschen eigen ist, schreitet er in ihr. Mann, Weib und Kinder greifen gleich an. Das gibt unserem Stamme etwas *H a r t e s* und verdeckt und verdunkelt die ursprüngliche Weichheit seines Gemütes. Die Arbeit wird ihm selten zu eigener tiefempfundener Freude. Die Menschen werden von ihr zu sehr niedergedrückt und tragen sie in inner nur als schwere Last, die man abwerfen möchte und nicht darf. Dieser Druck liegt im Blut, in dem die Leiden eines unfreien Geschlechtes, unserer *Alt-Vorderen*, aus vergangenen Jahrhunderten nachklingen.

Aber wenn Feste in dieses harte Leben hineinleuchten oder der Ring der Arbeit nicht festbindet und zusammenhält, dann wird die Würde schnell und ohne Befinnung abgeworfen und die Freude aus den versteckten Winkeln des Herzens herausgeholt, die sich dann oft gar nicht bändigen lassen will. Manchmal bricht im Trubel dieser Gefühlsaufwallungen seine Wildheit durch und verleitet ihn zu Roheiten. Diesen plötzlichen Ausbrüchen ungezügelter Le-

bensfreudigkeit folgen dann wieder Zeiten des Geborgenseins, Zeiten der Sanftheit und Gutmütigkeit, des Scheu- und Schüchternseins. Diese Zwiespältigkeit im Blute ist typisch für unser Volk, ist Schicksal für uns, gegeben durch die volkspolitische Lage unseres Landes. Zwei Faktoren sind es, die immer wieder die Gestaltung beeinflussen und das Wesen des heutigen Volkstums beherrschen: die germanisch-slawische Mischung und die lähmende Einwirkung einer asozialen Wirtschaftsperiode. Der *M i s c h t y p u s* ist rassekundlich in seinen Zusammensetzungen leicht zu überschauen. Den *slawischen Anteil* charakterisiert *Naivität*, *Sensibilität* und *Leichtlebigkeit*, die mit Schwermut vereint das Unsihere, Zagende im Charakter ausmachen. Auf den *germanischen Einfluß* ist wohl Ausdauer, Hartnäckigkeit, Liebe zur Scholle, Heimweh und Überschätzung des Fremden zurückzuführen. War schon durch diese Assimilation eine *Schwächung* der rassischen Bildungsfähigkeit eingetreten, indem jeder Volkstumskreis nur einen Teil seiner Kräfte abgeben konnte, die sich zudem sehr oft aufhoben, so brachte der schon im 14. Jahrhundert eintretende Prozeß der wirtschaftlichen Untertänigkeit den Ruin jeder freien Persönlichkeits- und Charakterentwicklung. Der obereschlesische Mensch verflochte und führte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ein seelisch zerquältes, ungeistiges, leiblich primitives und elendes Dasein.

So schuf in vielen Wellen die *Vergangenheit* unseren Oberschlesier, mit seinen Offenheiten und Hemmungen. Die Eigenheit dieses so gewordenen Charakters verlangt darum ganz besonderes Verständnis und entsprechende Behandlung. Je mehr man diesen Menschentyp zurücksetzt und unterschätzt, desto mehr wird er sich verschließen und verhärten. Das Verstehen seiner Schwächen und die rechte Würdigung und Pflege seiner Werte aber werden erhebliche Erfolge zeitigen.

Zur Flurnamenforschung

(Vgl. „Oberschlesische Volkskunde“ 1929.)

(Heft 5/10, S. 4.)

Von Walter Kraufe.

1. Die Überschar-Gruppe.

Die Bedeutung dieser Gruppe von Flurnamen ist allseits anerkannt worden, ich habe mich

daher bemüht, weitere Vorkommen festzustellen. Die deutsche Form „Überschar“ findet sich noch in Grottkau, an der Koppißer Straße, unfern des jüdischen Friedhofs (vgl. Grottkauer Chronik, S. 20/21). Sie ist schon 1282 als *excrecentia* erwähnt (27). Rämmereisdorf von Patzschau war das jenseits der Grenze gelegene Dorf Kamitz-Überschar, das sich im Norden an Preussisch-Kamitz anschließt. Hier entwickelte sich die Überschar zu einem eigenen Dorfe (28 — Ens, Oppaland IV, 315). In der Nähe der deutsch-böhmischen Stadt Zuckmantel befindet sich eine Überschar, wo alter Bergbau stattfand (29 — Ens IV, 182). Desgleichen befindet sich in der Nähe der Stadt Olbersdorf auf einer Anhöhe eine Kolonie, welche durch Auflösung einer herrschaftlichen Schäferei entstanden sein soll mit Namen Oberschar (30 — Ens IV, 93, vgl. Karte). In dem deutschen Kolonistendorf Neunz (Kr. Neisse) hat 1420/5 der Scholze die Überschar in Bewirtschaftung und zahlt dafür Pacht (31 — „Neunz“ von A. Müller, Breslau 1922, S. 24). Die in Polen liegende deutsche Stadt Bielsitz kennt noch heute den Flurnamen Überschar (32). Das sogenannte Registrum Wenceslai (Codex dipl. VI, Nr. 207) enthält eine deutsche Verkaufsbestätigung des Herzogs Niklas von Oppeln von 1440 das Dorf Goltzowitz (Kr. Neustadt) betreffend. Der Herzog verschenkt hierbei die „obirsare“, wie er selbst und seine Vorfahren sie gehalten haben. Es ist dies einer der unzähligen Lesefehler dieses Bandes, sicherlich muß es heißen „obirsare“ (33). Der Schulze Martin von Dobrosławitz (Kr. Kosel), besaß 1339 auch eine Ackerüberschar (*superfluitantis agrorum*), deren Zehnt zwischen dem Bischof und dem Kloster Rauden strittig war. Er wurde dem Kloster zugesprochen (34 — Cod I, S. 74 und Regest. 6244). Eine beträchtliche Anzahl von Überscharen unter den lateinischen Bezeichnungen *excrecentie* oder *remanencie* nennt der Liber fundationis des Bistums Breslau. Ebenso wie in Dobrosławitz wäre erst festzustellen, ob für diese Flurstücke deutsche bzw. slawische Namen vorhanden sind oder waren. Da waren zunächst in Kallwassier (Kr. Groß-Strehlitz) 4 Hufen in der Überschar (35 — C 4), desgleichen in Jarzischau

(Kr. Gr.-Strehlitz, sie mußten dem Bischof Zins und Zehnt leisten (36 — C 4a). In Ujleszt lagen 6 Hufen des Bischofs „in *excrecentiis*“ (37 — C 1). Bei Neuwalde (Kr. Neisse) war damals (um 1305) eine „ubirschar“ (Wald), der Bischof erhielt davon Zehnt (38 — A 118a). In Bösdorf (Kr. Neisse) lagen 3 Hufen in der Überschar (39 — A 323), in Stephansdorf (Kr. Neisse) war eine solche ebenfalls vorhanden (40 — A 367). Man müßte nun annehmen, das Fundationsbuch ermöglichte eine Kontrolle über das Vorhandensein aller dieser Flurnamen. Dem ist nicht so. Während wir z. B. die Kamitzer Überschar (28) unter A 118a wiederfinden, werden wir andere (Kreuzburg, Radoschau usw.) vergeblich suchen. Die Gründe dafür mögen folgende sein: Zur Zeit der Abfassung des Fundationsbuches (1305) war manche Überschar noch gar nicht festgestellt. Manche Hufenangaben sind summarisch, die Überscharen können darin ohne besondere Nennung enthalten sein. Die Überscharen waren zehntpflichtig, diese Pflicht wurde bestritten, man verheimlichte die Überscharen, darum betreffen alle Angaben des Fundationsbuches nur Orte, welche dem Bischof selbst gehörten. Zu Nr. 8 (N.-Radlin) ist zu vergleichen Henke, Ehr. d. freien Standesherrschaft Koslau II, S. 54, 62, 143/4. Sehr zahlreich sind die niederschlesischen Überscharen, wie die Regesten, ganz besonders im XXIX. Bande des Cod. dipl. beweisen. Unser Flurname ist auch als Familienname nicht selten, z. B. ist jedem schlesischen Geschichtsfreund Regierungsrat a. D. Überschaer, jetzt in Hannover, sicherlich bekannt. Nach Böhmen brachten nach Rospr. Česk. Akad. Věd. a Umění, třída I, číslo 60, S. 124 auch deutsche Bergleute u. a. den Flurnamen Überschar. Von befreundeter Seite wurde mir mitgeteilt, es käme neben der schon gegebenen sprachlichen Ableitung noch ein Zusammenhang mit „Schar“ in Schären, Hochschar usw. in Frage. Die Klärung dieser Frage muß berufener Seite vorbehalten bleiben. Auch auf manches andere Problem, das uns unser Flurname stellt, kam noch nicht eingegangen werden, weil das Ergebnis der bisherigen Nachforschungen noch zu dürftig ist. „Nomiarki“ habe ich nicht mehr gefunden, wohl aber „przymiarki“ 1695 in Kosel:

liß (Kr. Rosenberg — Nr. 41 — Staatsarchiv, Landbuch Oppeln-Ratibor N, fol. 146). Nach Knies Topographie heißt Königs-
wille (Kr. Rosenberg) auch Przymiarki
(42). Schließlich gehört dazu der Przydzialek
bei Reichthal (43).

„Sbytki“ hieß früher ein Teil des Stadt-
waldes zu Ratibor (44). Bbitkau liegt bei
Gollasowitz, Kr. Pleß. Herr Lehrer
Kohlstrung-Hindenburg machte mich aufmerk-
sam auf das Vorwerk Ebitke, das zu Schmog-
rau (46) gehört, ebenso auf das verlassene
Dörfchen Ebize, früher Sbyke (47) und
zwar im Kreise Namslau bei Dammer. Ge-
nanntem Herrn verdanke ich auch den Beleg
Nr. 43 und den Hinweis, daß die Ebitschiner
Wiesen nicht bei Giesdorf (statt Giersdorf),
sondern im Kreise Groß-Wartenberg bei dem
Dorfe Ebitschin (48) liegen, das samt den
Wiesen seit 1920 zu Polen gehört. In Polen
scheint der Name Sbytek, Sbytki sehr verbrei-
tet zu sein, wie die Ortsnamensforschungen in
den Roczniki Towarz. Przyjaciół Nauk
Poznańskiego 1914 15 ff. beweisen. Meist
handelt es sich um Weiler (przysiółki), was
meine Erklärung stützt. Nomiarki und Über-
schar (Obszory) kommen dort gar nicht vor, es
handelt sich da aber wohl um Forschungslücken.
Przymiarki und Przydatki sind selten, des-
gleichen Naplatki.

2. Die Naplatki.

Einen wichtigen Beitrag dazu enthält der
Codex dipl. I, S. 74, der auch die Annahme
stützt, es handle sich bei den Naplatki um
Acker, welche den Nomiarki oder Überscharen
gleichen. Hier kommen 1398 in B o w a l l n o
(Kr. Oppeln — Nr. 17) Acker vor, welche
naplati oder prziplati hießen. Die endgül-
tige Klärung der Frage sei noch aufgeschoben,
bis weitere Belege gefunden werden. Weitere
Beispiele sind Naplatka bei N e u h o f, 5 km
westlich von Wagstadt (18), 1561 die naplatki
Zdiechowske, d. h. wohl Seichwiger
Naplatken (19 — Kr. Rosenberg, Staats-
archiv, Landbuch F, S. 169 b). Der Alten-
dorfer naplatek lanowy w postrzednim
pole wird schon 1661 (Landbuch J, S. 454)
genannt, er ist wohl identisch mit Nr. 10. Herr
Professor Dr. Maetzsche-Breslau teilte mir
freundlichst folgende Fälle mit: Naplatek in

Kalinowiß (Kr. Gr.:Strehliß — Nr. 20),
Ezissowa (21) und Kobelowiß (22 —
beide Kr. Cosel), Naplatki in Radlubieß
(23 — Kr. Gr.:Strehliß), Dalekie Naplatky
in Autischkau (24 — Kr. Cosel), No-
platek in Krzanowiß (25 — Kr. Cosel).
Naupatki in Dobrosławiß (26 — Kr.
Cosel, vgl. unter Überschar!), ferner Na-
platky in Wardawa (Kr. Neustadt —
27) und machte mich aufmerksam, daß statt
Erela (Kr. Rotenburg L.) = Ereba zu setzen
ist. Das Vorwerk Naplatki bei Schwieben
(Nr. 3) legte Philipp Colonna auf wüstem
Acker und in einem Stück des Schwiebener
Waldes an, ein Ackerstück na naplatkach,
hatte 1720 der Lehrer in Schwieben mit Ver-
pflichtungen für die von demselben Colonna
gestiftete Benignakapelle (Pfarrarchiv, Ein-
kunftsverzeichnis). Die Nr. 6 und 7 waren
dem Oppelner Heimatblatt, II. Jg., S. 17/8
entnommen. Herr Konrektor Adamek-Ratibor
schrieb mir, die Namen Naplotki, noplotki
kämen im Ratiborer Kreise öfter vor, der
Volksethymologie nach käme der Name von
naplatkiwać = weinen, zählen.

3. Neue Welt.

9. Neue Welt, eine Leobschützer Gasse,
um 1800 angelegt (Hofmeister). 10. desgl. bei
Plawniowiß (Kr. Gleiwitz) nach älteren
Karten. 11. Neuwelt, eine Häusergruppe bei
Schlatten, 5 km nw. von Wagstadt.
12. Auf der Neuen Welt in Jglau brach
1610 (!) ein Feuer aus (hist. statist. Sek-
tionschr. XII, S. 34). 13. Kolonie Neuwelt,
seit 1765 zu Karlowiß in Mähren. 14.
Neuwelt oder Nowy swět, das im 18/19. Jh.
bei Bettelau in Mähren entstanden ist.
15. Neue Welt, Brennerei mit 2 Häusern zu
Baudigerei (Kr. Warenberg). 16. Neu-
welt, Kolonie zu Mangschütz, Kr. Brieg.
17. Desgl. zu Alt-Lomniß, Kr. Habel-
schwerdt.

4. Galgenberge.

Dieser Flurname, der in allen deutschen Län-
dern häufig ist, erinnert an die Halsgerichts-
barkeit, welche früher Städten deutschen Rechts
und auch dörflichen Herrschaften zustand.
1. Auf dem Galgenberg bei Ziegenhals
stand seit undenklichen Zeiten bis in die neuere

Zeit der Galgen. 2. Der Galgenberg bei Pitschen wurde 1809 von der Stadt wegen der Kriegsnot verkauft. 3. In Beuthen O/S. soll der Galgenberg der alte Judenfriedhof an der Kaiserstraße sein. Nach anderer Ansicht lag er vor dem Peiskretschamer Tor, womit die Angaben bei Wosidlo, Flora von Losenowitz (3. B. S. 15) = Galgenberg Karf übereinstimmen. 4. Ein Galgenberg liegt bei Hohenplog, wohl identisch mit dem bei Glemkau (Karte). 5. Desgl. bei Neudorf, Kr. Neustadt. 6. Der Galgenberg bei Grottkau wird schon 1464 (Chronik, S. 35, 186) erwähnt. Es gab in Grottkau auch Hofrichtereckker (Chronik S. 187). 7. Bei Loslau war der Galgenberg ein unbebauter Flecken Landes (Henke, Loslau I, S. 12). 8. Der Rosniontauer Berg soll auch den Namen Galgenberg (Gr.-Strehlig?) geführt haben. (Der Oberschlesier, Zeitschrift III, 807). 9. Bei der Kolonie Szobki von Rauden liegt auf einer Anhöhe der mit Fichten umkränzte Gerichtplatz, Galgenberg genannt, auf dem die letzte Hinrichtung am 1750 stattgefunden haben soll (Postfach, Rauden S. 286). 10. Krappitz hat einen Galgenberg und (damit zusammenhängend) einen Armenfürtenweg noch heute (Oppelner Heimatblatt II., Jahrgang Nr. 17 — vgl. Böhm, Dipl. Beiträge III 130). 11. Proskau hat einen Galgenberg. 12. Dgl. Neustadt auf dem Wege nach Buchelsdorf (Chronik von Chrzaszcz, S. 28). Die Verbrecher besuchten die Galgenkapelle, Andenken daran das Heiligtum an der Meißner Straße = Weg zur alten Richtstätte (Neustädter Beiträge zur Heimatkunde, 1926, Nr. 8). 13. Desgl. Zülz. Nach Chrzaszcz soll auch bei Kalkenberg, Steinau, Oberglogau und Oppeln je ein Galgenberg vorhanden gewesen sein. Hierher gehören auch Nr. 13, der Galgenbusch bei Gröbnitz (Hofmeister, S. 392, 367) und 14. die Galgenlehne bei Gläsen (Kr. Leobschütz, Hofmeister, S. 387). 15. Zu Dolden bei Grätz-Troppau gehörte eine Galgenmühle (Ems III, 257). 16. In Brünz wird 1603 der Rabenstein erwähnt (Ehlmeck, Chronik 1859, S. 93). 17. Der Meißner Galgen stand nach Prof. Ruffert am Henkergraben, daselbst war die Köpfhausbrücke und der berückigte Heronofen soll hier erbaut worden sein. 1815 wurde der Platz (Schnittpunkt

der Neuländer Straße mit der Eisenbahn, wo jetzt noch ein Kreuz steht) vom Magistrat verkauft. Vgl. zu den Namen Zeitschr. „Deutsche Gauen“, 17. Jahrgang, S. 68.

Auch in slawischer Form kommt der Flurname vor. 18. Zu Kraniowitz gehört ein Sibenice dolek, d. i. mährisch etwa Galgenloch. Es gibt aber auch ein Galgenfeld (Welsch, Oppasiedlung II, 41). 19. Die Katowka an der Muttergotteskirche in Ratibor war der Richtplatz, Rat = Henker. In Ratibor gab es eine Scharfrichterasse. 20. Konstadt nannte sein Scharfrichterhaus Katownia (Krenz. Heimatkalender 1927, S. 43). 21. Südlich Beneschau weist die Generalstabskarte den Kln. „Sibenica“ auf, d. i. Galgen. 22. Ob der Schubnik bei Dammratschhammer (Kr. Oppeln) auch mit Galgen (poln. szubienica) zusammenhängt, ist nicht sicher. 23. Bei Wieszowa (Kr. Beuthen) liegt der „Wistelec“, am Walde, wo Leute der Sage nach aufgehängt wurden, sogar mit dem Vornamen wird dies in Verbindung gebracht. 24. Bei Schemrowitz (Kr. Guttentag) liegt der Weiler Wieszondra. Vgl. Wiesiolec (wisalka = tschechisch Galgen) in Welsch, Chronik von Guttentag, S. 473, 480.

Zu beachten bleibt, daß diese Kln. meistens in deutscher Form vorkommen. Gerade die Rechtspflege war ja auch in Oberschlesien durchaus deutschen Charakters, die Verurteilungen nach Magdeburg in Zweifelsfällen dauerten bis ins 16. Jahrhundert an. Anschließend wären hier Kln- und Ortsnamen wie Bogtdorf, Richtersdorf, Schreibersdorf, Pissarzowiz, Vogtei, Kreibogtei, Wojtowicz (Oberglogau), Vogteierker und Schreibermühle (Guttentager Chronik S. 11 und 196), Vogteivornwerk (Patschkau, Neustadt), Stadtvogteiwiese (Loslauer Chronik S. 111), Schöppenteich (Hohenplog), u. ä. zu behandeln.

Die Fraiss (die Fraissen)

Nach dem „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ Bd. II, S. 1724 ist der Ausdruck „Fraiss“ nur noch im oberdeutschen Sprachgebiet gebräuchlich. Er findet sich jedoch auch in Oberschlesien. Im Kreise Leobschütz ist er allgemein bekannt. Er bezeichnet dort einen krankhaften Zustand, Schreckkrampf, Starr-

Krampf o. dgl., als Folge eines großen Schreckens. Der Gedanke an eine bestimmte Krankheitserscheinung tritt dabei jetzt allerdings in den Hintergrund; man denkt an irgend eine gesundheitsschädliche Folge eines großen Schreckens. Ein Beispiel soll dies erläutern:

Eine Bauersfrau hat erfahren, daß in der Scheune ein Landstreicher übernachtet hat. Sie sagt: „Bloß guut, doas die Madlan nie ei die Scheier gangu sein, die konnt'n ja die Grase kriegen“. Die Mütter verbieten ihren Kindern, sich gegenseitig zu erschrecken, denn „ma kenn die Grase kriegen“. Meist denkt man sich dabei die Kinder mit weit aufgerissenen Augen, mit offenem Mund, unfähig zu atmen, bis sie schließlich in krampfhaftes Schreien ausbrechen. Am meisten wird der Ausdruck bei Kindern gebraucht, bei Erwachsenen mehr bildlich. Die Form „Die Grai“ gebraucht man allerdings nicht, man sagt „Die Grase, die Grasa“. In den meisten Dörfern wird diese Form als ein Plural aufgefaßt. Hohibaum, der Jägerndorfer ist, wendet in seinem Roman „Grenzland“ (Staackmann, Leipzig, 1922) das Wort ebenfalls im Plural (S. 46 oben) an.

Er tut dies bei folgender Gelegenheit: Eine große sudetendeutsche Kundgebung für den Anschluß an das Deutsche Reich hat stattgefunden. Hermann macht seinem Freunde Roland Telram, dem Maler, Vorwürfe, daß er nicht teilgenommen hat. Dieser antwortet ihm: „Ich hab'“, er hielt Hermann grinsend einen Lederband unter die Nase, „und wenn du zerspringst, und wenn das heilige Deutsche Reich die Graisen kriegt, ich hab' den Boccaccio gelesen und mir die Bilder von Bayros angeschaut, die ganz verfluchten, weißt du.“ („Grenzland“ S. 46). In Kostenthal, Kreis Cosel, ist der Ausdruck ebenfalls bekannt.

Das „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ II, Sp. 1724, leitet „Die Graisen“ von mhd. vreise = Angst, Not, Schrecken, Wut usw. ab. Ergänzend verweise ich auf das Adjektiv dazu „vreislich“, das sich im Nibelungenliede vorfindet: „... do was des hordes hêrre, Sifrit der vreisliche man“ (Nibelungenl. A. Str. 98) oder: „... ez fuorten scharpfe gêren die riter ûzerkorn. Sifrit der fuorte ir einen ... der ze sinen ecken vil harte vreislichen sneit“ (Nib. A. Str. 74).

Bolif J.

Eine Erinnerung aus dem Feldzuge 1870

Mitgeteilt von Lena Vogt.

Am 16. Dezember 1928 jährte sich zum 50. Male der Todestag Louis Schneiders, der jahrzehntelang die von ihm ins Leben gerufene Zeitschrift „Der Soldatenfreund“ herausgab. Bei der Durchsicht des Briefnachlasses der an ihn gerichteten Feldpostbriefe aus dem Kriege 1870/71 fand ich das Gedicht eines obereschlesischen Soldaten, das um seiner schlichten Form willen und wegen des wertvollen Gefühlsinhaltes den Lesern des „Oberschlesiens“ mitgeteilt werden soll. Aus starker Heimatverbundenheit heraus geben die Strophen — über das Maß der bescheidenen dichterischen Einzelleistung hinaus — einen Einblick in das Erleben jener großen Tage. Der unbekannte Dichter spricht aus der Mitte seiner Volksgenossen, so wie er empfinden alle seine Kameraden, die Ähnliches erlebt hatten. Ihm verdichteten sich auf einsamer Wache die einzelnen Bilder zur humorvollen Schilderung, und die Gnost der Stunde ließ ihn die Verse finden, die uns Spätgeborene auch heute noch herzlich erfreuen. — Die Deutsche Heeresbücherei in Berlin, die den Feldpostbrief-Nachlaß Schneiders bewahrt, gab in entgegenkommender Weise die Erlaubnis zur Veröffentlichung.

Ein Dreißigjähriger in Frankreich!

Mit Müß und Noth erlernt ich schwer
Die deutsche Sprach beim Militair —
Da kam der Krieg — man zog mich ein,
Nach Frankreich ward marschiert hinein.

Bier Jahr ist's her, daß „Deutsch“ ich kamm,
Was wieder hier versteht kein Mann;
Deutlich frug ich hier und polnisch da,
Antwort stets: „Ne comprends pas“!

Die erste Zeit, o welche Pein!
Sind in den Quatsch mich nicht hinein;
Doch als ich sah, daß jedes Kind
Französisch hier spricht, dacht ich geschwind:

Die Sprache kann so schwer nicht sein,
Sie muß in meinen Kopf hinein!
Und seht nur, seht, ich hab's erreicht,
Verständigung ist jetzt mir leicht:

Haben wir Quartier in einer Stadt,
Wo es noch offene Buden hat,
Frag ich den ersten Citoyen:
„Sie! Hat es hier wohl noch du pain?“

Wenn ich dabei den Finger steck
In meinen Mund und kau frischweg,
Schreit er gewiß: Aha monsieur,
Voilà ici un boulanger!"

Wein heißt „du vin“, „de lard“ heißt Speck,
Dies hat zuerst ich freilich weg —
Doch schwer wars zu erfragen mir,
Wie man hier nennt die Stiefelschmier.

Doch der marchand begriff mich schnell!
Als neu Stiefel ich mir zog vom Fell,
Denselben ihm vor der Nase schwang,
Bracht Wisch' er her für tausend francs.

Mit grimin'gen Blick schaut mancher Mann
Beim Durchmarsch uns Soldaten an,
Doch läuft er fort, sing'n wir mit Muth:
„Napoleon total caput!"

Am zoten September war
Die Feuerprob' für uns're Schar:
Bei Chevilly im Kampf sie stand
Für König und fürs Vaterland.

Gar mancher fiel, fand leider hier
Im Feindesland sein leß' Quartier —
Doch keiner hat, treu seinem Schwur,
Gelernet hier, was heißt Retour!

Vorposten bei Chevilly, d. 20./11. 70.

Ein Wasserpole der 2ten Comp. 23. Reg.
aus dem Beuthener Kreise eingezogen.

Zum Gregoritage

Am 12. 3. begeht die Kirche den Todestag des heiligen Gregor I., des Großen, der 604 starb. Dieser gelehrte Papst war im Mittelalter Schutzpatron der Schulen, und an seinem Gedächtnistage veranstaltete man vielerorts in Deutschland Schulfeste. Sicher war das auch in Oberschlesien der Fall, zumal an den Pfarr- und Klosterschulen. Jedoch sind Erinnerungen daran bisher nicht bekannt geworden. Die einzigen wenigen Überlieferungen an Gregorifeste stammen sonderbarerweise aus verhältnismäßig unbedeutenden Orten im Südwesten der Provinz. So wird noch den 12. 3. 1890 aus Hultschin berichtet: „Zu den wenigen Orten, an welchen sich noch Spuren des im Mittelalter so feierlich begangenen St. Gregorius-Schulfestes erhalten haben, gehört unsere Stadt. Freilich, die Umzüge haben längst auf-

gehört, die Spaziergänge nach den Weinbergen leben nur noch in der Erinnerung. Ja, seit 2 Jahren (seit dem Personalwechsel in der Schulinspektion) ist das St. Gregoriusfest auch nicht mehr schulfreier Tag. Erhalten hat sich nur noch der feierliche Kirchgang der Schüler, weshalb die erste Schulkunde ausfällt. Auch heute begaben sich die Schüler in Begleitung ihrer Lehrer mit Fahnen zur Pfarrkirche. Für die Langendorfer Schulkinder fand zu gleicher Zeit Gottesdienst in der St. Margarethenkirche statt". (Oberschl. Volkszeitung, Ratibor, den 14. 3. 1890). Aus dieser Notiz ergibt sich, daß es sich um einen alten Brauch handelt, und daß der Tag durch Schulausfall, Umzug mit Fahnen, Kirchgang, Ausflug ins Grüne (Weinberg) gefeiert wurde. Wenn wir aber aus der Rhön wissen¹, daß dort die Kinder an diesem Tage Brezel bekamen, können wir annehmen, daß man auch bei uns die Kinder irgendwie durch Gaben erfreute. Und so kann man die Notiz vom 12. 3. 87 (Kat.-Leobsch. Zeitung, Ratibor) verstehen: „Die Kinder freuten sich schon seit Wochen auf das Fest". Im Badischen durften die Kinder solche Gaben selbst sammeln mit fogen. „Bischofsspielen"². Der gleiche Brauch ist auch aus Zauernig bekannt. Peter (Volksstümliches aus Osterr.: Schlesien, II., Troppau 1867) berichtet darüber: „Am Tage des heiligen Gregorius scharen sich in Zauernig arme Knaben zu einem Häuflein zusammen. In den Händen halten sie kleine Fähnchen aus Papier, der Gestalt nach denen in der Kirche ähnlich. Zwei von den Knaben tragen hölzerne Reifen, an welchen „Bägel", ein ringförmiges Gebäck aus Semmelteig, gesteckt werden. Zwei andere tragen je einen „Kober" (= Koffer = Kasten) für Eier, Obstspalten, Apfel, Nüsse usw., noch zwei andere tragen Gelbbüchsen. So gehen sie von Haus zu Haus und singen das Lied: Kommt, kommt, ihr lieben Kinderlein ... (Vergl. Peter a. a. O. I), worauf sie verschiedene Gaben erhalten. Haben sie auf diese

¹ Brunner, Von deutscher Sitte und Art. München 1908, S. 112.

² Rück u. Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolkes, Berlin 1925, S. 256.

Art die Stadt durchzogen, so teilen sie die verschiedenen Geschenke untereinander“.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Brauch auch in Hultschin üblich war. Jedenfalls ist uns ein solcher Umgang aus Koblau im Hultschiner Ländchen um 1873 bekannt.³ Fünf fleißige, die Schule regelmäßige besuchende Knaben wurden vom Lehrer zu dem Umgange bestimmt. Vier davon zogen sich als Bischöfe an. Ein Hemd, sauber gewaschen, diente als Albe. Über den Schultern lag ein großes buntes Tuch (Umschlag Tuch der Mutter). Die Mitra war aus buntem Papier und mit künstlichen Blumen und Bändern geschmückt. Ferner trug jeder Bischof eine Schärpe und einen Krückstock. Der fünfte Knabe war nicht verkleidet, er hatte einen Korb am Arm und ging hinter den Bischöfen her von Haus zu Haus. Beim Eintritt fangen die Knaben: „Ja sem zdrawy i wesely“ (= Ich bin froh und gesund ...). Dann wurde noch ein religiöses Lied gesungen.⁴ Die Leute gaben den Sängern Geld und Eier. War der Umgang beendet, erfolgte in der Schule die Verteilung der Gaben. Einen Teil bekamen die fünf Knaben, den Rest behielt der Lehrer für sich, denn das gehörte zu seinen Einkünften.

Wie schon gesagt, sollte die Erinnerung an St. Gregor durch diese Feier wachgehalten werden, den großen Gelehrten und Erneuerer des Kirchengesanges. Besondere Bedeutung bekam der Tag für die Schüler dadurch, daß er den feierlichen Schluß der Winterschule bildete. Der tiefste Sinn des Festes aber lag darin, daß es eigentlich der Rest einer alten Sommertag- oder Frühlingsfeier war, wie es bei uns noch der Sonntag Latare oder Judika ist, in deren Nähe er auch lag. Neben dieser Übereinstimmung in der Zeit geht das weiter aus den näheren Umständen hervor, die bei der Festfeier an den oben genannten und anderen Orten zu beachten sind (Vergl. dazu auch die

reichen Quellenangaben bei Sartori, Sitte und Brauch, III. Teil, Leipzig 1914).

G. Händel, Ratibor.

Zwei Kinderspiele aus Schönan

Von Ernst Stephan.

1. Der Schafdieb.

Der Schafdieb mit dramatischer Handlung wurde besonders gern beim Hänsehüten gespielt. Notwendige Personenzahl 6—9. Schauplatz: das Feld in der Nähe der Gärten.

Personen: der Herr, der Dieb, ein Knecht bzw., wenn Mädchen beteiligt waren, eine Magd. Die übrigen waren die Schafe.

I. Akt:

Der „Herr“ liegt schlafend auf ausgebreiteten Decken auf der Erde. Rechts von ihm, sitzend, der Knecht oder die Magd. Links der Schafstall. Die „Schafe“ sitzen dem Alter nach auf der Erde. — Der Dieb, verkleidet als Bettler, mit einem halbgefüllten Sack und einem Stock in der Hand tritt auf:

Dieb: „Gelobt sei's Jes'Christ! Wo is d'nn der Herr?“

Knecht: „A schlooft!“

Dieb: „Kust a amol!“

Knecht (den Herrn schüttelnd und laut rufend): „Herr, es is jemand do!“

Herr (sich die Augen reibend, sich aufsetzend und tief sprechend): „Wos wullt'r d'nn?“

Dieb: „Amol über Nacht blein!“

Herr: „Wo seid'r denn har?“

Dieb: „Aus Gläglä — Stahr!“

Herr: „Wo seid'r denn kumma?“

Dieb: „Aus'm Wuossa g'schwomme!“

Herr: „Wu wullt'r den muoche hin?“

Dieb: „— — —“ (Folgt ein obszöner Vers.)

Herr (sich den Bart reibend und eine bedenklliche Miene machend): „Eb'r Nacht blein wullt'r?“

Dieb (schmeichelnd): „Nu inne ja, groude bei Eich wuel i!“

Herr: „Da seht Eich of de Kerchtormspieße!“

Dieb: „Do soll i rounder!“

Herr: „Da läd Eich ei de Scheier!“

Dieb: „Dutt hout's Rußa!“

Herr: „Do gieht uf a Häbod'n!“

Dieb: „Dutt es merisch zu kaalt, ich hoo es Reissen ei a Beena!“

³ Nach Mitteilungen von H. Hauptlehrer Kotischy, Bisdorff.

⁴ Vgl. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen, Prag 1861, S. 77 und: Händel, Gregoriustag, Unsere Heimat, Ratibor, 2, 1925.

Herr: „Wu wullt'r dnn do schlofa?“

Dieb (schmeichelnd): „Junge bei Eich, wo's a wing wourm is!“

Herr (sich geschmeichelt fühlend): „No, do bleit schonn do bei mir und läd Eich ei a Schofstall!“

Knecht führt den Dieb in den Stall und weist ihm einen Platz an. Der Herr legt sich hin und schläft ebenfalls ein. Der Dieb wartet, bis alles schläft, nimmt das beste Schaf und läuft fort.

Der Knecht erwacht und geht in den Schafstall. Er zählt die Schafe und bemerkt, daß eins fehlt. Er läuft erschrocken und entrüstet zum Herrn und weckt ihn.

Knecht: „Herr, a Schofla fahlt!“

Herr (erschrocken aufspringend): „Woos, worum host noch uffgeposst?“ Er schlägt unsanft den Knecht.

Knecht (bittend): „I ho a wing bloß g'schlofa!“

Herr (in den Stall gehend und die Schafe fragend): „Wo is dos Schofla hien?“

Das jüngste Schaf: „I weess nech!“

Dieses darf sich entschuldigen und bekommt keine Schläge.

Herr (die anderen einzeln fragend):

„Wo is dos Schofla hien?“

Die Schafe entschuldigen sich der Reihe nach:

„Es es ei de Pottermelch gfolla!“

„Es es ei de Mestlusche gfolla!“

„Es es ei a Bonn gfolla!“

und ähnliche Entschuldigungen.

Herr (wütend und Schläge austeilend):

„Worum hot ehr mer noch besser uffgposst?“

Wenn ehr noch besser uffposst, do verkeese ich eich'm Glescher!“

Die Schafe geben durch Blöken ihren Unmut kund. Der Herr legt sich wieder schlafen.

II. Akt:

Der Herr schläft, der Knecht macht sich sein Nachtlager zurecht. Der Dieb tritt auf. Er hat einen umgekehrten Rock an, die Mütze schief aufgesetzt und hinkt.

Das Fragepiel wiederholt sich wie im ersten Akt. Der Dieb kann natürlich Herkunft und Reiseziel beliebig angeben. Gewöhnlich werden die Namen der Nachbarorte genannt, z. B. „Leis“ (Leisnig), „Gläsa“ (Gläsen), „Kettl's“

(Kittelwitz), „Gooßch“ (Gabschüg), „Löschbes“ (Leobschütz) usw.

Herr (den Dieb anscheinend erkennend):

„Seid'r mer noch schonnt amol do g'waßt?“

Dieb: „Ne, ne, guoter Herr, i wuor noch nech do. I bien ofcht dos eschte Mol do!“

Herr (gütig): „No meinetholba, blei schonne do!“

Alles legt sich schlafen. Als alles schläft, stiehlt der Dieb alle Schafe und läuft fort.

III. Akt:

Der Herr erwacht plötzlich und geht in den Schafstall. Wie er den leeren Stall sieht, ruft er erschrocken aus:

„Wo sein denn meine Schofe hien?“

Er geht zurück, weckt den Knecht und sagt zu ihm:

„Worum host du mer noch besser uffgeposst, de gonza Schofa sein weg!“

Der Knecht sieht den Herrn erschrocken und erstaunt an. Stotternd sagt er:

„Wo — wo — es — es — denn — d'r —

Ba — Ba — Battler hien?“

Herr und Knecht gehen in den Stall und suchen den Bettler.

Herr (sich umsehend):

„A es nemme do!“

Knecht (mit bestimmter Miene): „Do hot se sech'r dr Battler gstohlda!“

Herr: „Dan miß m'r jeße sucha gieh!“

Herr und Knecht nehmen lange Ruten als Pferde zwischen die Beine und reiten dem Diebe nach. Nach kurzer Zeit wird dieser eingeholt, und es folgt das Gericht über den Dieb.

Herr (den Dieb ergreifend): „Wo host du denn meine Schofa? Du host se gestohlda!“

Dieb (erstaunt): „Gire Schofla gestohlda?“

Ich? Nee, dos wor a anderer!

Herr: „Nee, dos woscht du, du host jo bei mir gschlofa, do host du gestohlda!“

Dieb: „Nee, nee! Hand uffs Hase, ich wosch nech!“

Herr (dem Diebe die Hand verdrehend, daß dieser zur Erde sinkt):

„Do ligst de noch? Ich kenn dich do wieder?“

Dieb (wimmernd auf dem Boden liegend):

„Jo, jo, ich ho se gestohlda, laa mich lossa, ich wosch nimmech macha!“

Herr: „Nee, lossa loß ich dich nech! Du woscht ege d'rhang!“

Dieb (um sein Leben flehend): „Jeh? —
Doch nee, lad mich doch laba, ech tu's werf-
lich nimme!“

Herr: „O, dos gieht nech, du mußt d'hangana wada!“

Herr und Knecht führen den Dieb an einen Baum und binden ihn, die Hände hinter dem Rücken gefesselt, an den Baum an. Herr und Knecht gehen jetzt die Schafe suchen, die sich in den Gärten, in den Gräben, in den Sträuchern und auf den Bäumen versteckt haben. Haben sie alle beisammen, so gehen sie nach Hause. Dieses Spiel scheint einen tieferen Sinn zu haben. Früher wurde im Dorfe eine lebhaftere Schafzucht getrieben. Es gab eine Zeit, da viele Bettler und Wanderburschen, die aus dem östlichen Oberschlesien kamen und nach Mitteldeutschland zogen, in Schönau übernachteten. Das Nachtlager erhielten diese Leute meistens in Schafställen. Am frühen Morgen des anderen Tages verschwanden die Bettler gewöhnlich heimlich und ließen ein oder mehrere Schafe mitgehen. Die Eltern erzählten das ihren Kindern und warnten sie gleichzeitig vor den Vagabunden. Noch heute kann man beobachten, wie die Leute jedem Bettler und Wanderburschen mißtrauisch begegnen und ihn nur unwillig aufnehmen. Hieraus mag sich die Entstehung dieses Spiels erklären.

2. Das „Knäbl“-Spiel.

Ein beliebtes Spiel, das von den Knaben im Frühjahr gespielt wurde.

Das Spiel hat seinen Namen von dem Spielgeräthe. Dies war meistens dem Knebel beim Getreidebinden ähnlich, ein 40—50 cm langer, 4—6 cm dicker getrockneter Eichenpfahl, der unten zugespitzt war und oben einen bequemen Griff hatte. Bei diesem Spiel kommt es vorzüglich auf Kraft und Geschicklichkeit an. An dem Spiele können sich 2—7 Knaben betheiligen.

Angenommen, es spielen zwei Knaben A und B, so wurde zuerst ein weicher, lockerer Boden ausgesucht; dann wurden die Knäbl gegeneinander gestellt und gemessen. Wer den größten Knäbl hatte, begann das Spiel. Er faßte den Knäbl beim Griff und schleuderte ihn so mit aller Wucht, daß sich die Spitze in die Erde einbohrte. Bei wenig geübten Spielern ging

der Knäbl schräg in die Erde hinein, bei besseren senkrecht. Nun kommt B an die Reihe. Seine Aufgabe ist es nun, mit seinem Knäbl den des A aus seiner Stellung herauszuschlagen, aber so, daß sein Knäbl in der Erde stecken bleibt. Es ist nicht leicht, des Gegners Knäbl herauszuschlagen, besonders nicht dann, wenn letzterer senkrecht steht. So werfen A und B abwechselnd. Hat nun z. B. A den Knäbl des B dreimal herausgeworfen, hat A gewonnen, und das Spiel ist aus.

Würde A bei dem nächsten Spiel ein oder zweimal von B herausgeworfen werden, hätte aber seinen Gegner selbst dreimal herausgeholt, so hätte A einen einfachen Sieg errungen.

Interessanter ist das Spiel, wenn fünf oder sieben Knaben spielen. Die weniger geübten Spieler spielen zusammen, die besseren für sich. Die Zusammenspielenden werfen möglichst so, daß sich die Knäbl stützen. Gehen E, D und C auch zusammen, so schlägt einer von den beiden ersten möglichst so, daß er einen oder alle steckenden Knäbl lockert. E hat dann leichter die Möglichkeit, einen herauszuschlagen. Jeder, dessen Knäbl herausgeschlagen wurde, hatte „es“ (einen Punkt).

Alle ziehen nun ihre Knäbl heraus, und der Herausgeschlagene wirft jetzt zuerst. Dann folgen die anderen wieder der Größe nach. Wer dreimal herausgeworfen wird, scheidet aus. So geht das Spiel fort, bis nur einer übrig bleibt, der entweder niemals oder am wenigsten oft herausgeworfen wurde. Er ist der Sieger. Das interessante Spiel ist zur Übung von Auge, Entfernungsschätzen und Geschicklichkeit so sehr geeignet, daß seine Neubelebung als heimatliches Spiel wünschenswert wäre.

Abgeblüht

Ein oberschlesisches Trinkerlied.

Übersetzt von Paul Wbers.

„Ich lebe lustig für mich hin,
Vertrinke, was ich tags verdien'.
Noch einen Sechser nenn' ich mein,
Frau Wirtin, gieß mir dafür ein.“

Sie schänkt ihm voll das ganze Quart,
Sein Schimmel vor der Schänke scharrt.
Er springt aufs Pferd und jagt davon,
Vor Liebchens Hause hält er schon.

„Kamst du auch hoch zu Ross zu mir,
So hab ich dennoch nichts mit dir.
Ich kenn' die Säuser nur zu gut;
Vor solchen bin ich auf der Hut.“

Dem Übersetzer scheint, wenn er es auch in seinem Manuskript nicht vermerkt, der Rogersche, unter Nr. 409 mitgeteilte Text vorgelegen zu haben. Ubers gibt, genau wie Roger, als Gegend, in der das Lied aufgezeichnet wurde, den Kreis Lublini³ an. Im Rhythmus weicht der Übersetzer allerdings von dem Rogerschen Original ab, am auffälligsten im ersten Versfuß. In dem Urtext ist davon die Rede, daß der Liebhaber das Ja-Wort (iste słowa) von seinem Schätzchen holen will, das kommt in der Übersetzung nicht deutlich zum Ausdruck; im übrigen gibt sie den Inhalt von Roger Nr. 409 treu, fast wörtlich wieder.

Der hier veröffentlichte Text ist die Übersetzung eines oberschlesischen Trinkerliedes, von dem sich bei Roger im ganzen 9, davon 3 mit Melodien, vorfinden. Sie sind, mit Ausnahme von Nr. 407 sehr kurz und in ihren Melodien uninteressant, weshalb wohl die Übersetzer (mit Ausnahme von Erbrich, Estraduna Nr. 102—104) an ihnen vorbeigegangen sind. Einige von ihnen zeichnen aber das Trinkerlied so drastisch, stellen die Folgen der Trunksucht plastisch vor unsere Augen, so daß ihre restlose Übersetzung für erziehlische Zwecke, aber auch für volkskundliche und kulturgeschichtliche Verwertung zu begrüßen wäre.

L. Chrobok.

Die Weidenkäschen im oberschlesischen Volksbrauch

Die „Palmen“ bestehen jetzt hier nur aus Weidenruten und werden auf dem Markte gekauft. Die geweihten Palmen befestigt man außen am Fenster oder steckt sie hinter den Spiegel (Schutz gegen Blißschlag und Krankheit). Beim Gewitter verbrennt man die Palmen.

Aus den Palmruten werden Kreuze angefertigt und zu Ostern auf das Feld gesteckt.

Am Palmsonntag werden vor dem Mittagessen die Palmkäschen verschluckt; der Hausvater bricht sie einzeln ab und reicht sie jedem Mitglied der Familie (Schutz gegen Halschmerzen). Die Palmkäschen streut man auf die Garten-

beete, auf jedes Beet eins, damit das Gemüse gut gedeihe.

Die kleinen weißgrauen Käschchen werden hier bei der polnisch sprechenden Bevölkerung „kociki“, die entwickelten „kocury“ genannt. In früherer Zeit holte man, nachdem die Markzanka ersäuft war, „Palmenzweige“ aus dem Walde.

Aus Michowisz.

Welche Rolle spielen die „Palmenzweige“ in den anderen Gegenden Oberschlesiens? Wo bestehen dieselben Bräuche? Wo fehlen sie? Varianten! Neue Bräuche.

L. Chrobok.

Vom Maibaum

Einer von den vielen Bräuchen, die in den letzten Jahrzehnten in Oberschlesien aussterben, ist auch das Aufstellen des Maibaumes. Noch vor 30 Jahren konnte man ihn in jedem Dorfe sehen. In der Plesser Gegend fällten die Burschen eine Fichte im Walde, hieben die Zweige ab und schälten die Rinde vom schlanken Stamme, umwanden diesen dann spiralig mit bunten Papierstreifen. Oben an der Spitze des Maibaumes befestigten sie ein kleines, grünes Tannenbäumchen, das sie vorher mit bunten Papierbändern geschmückt hatten. In der Nacht zum 1. Mai stellte nun jeder Bursche einen solchen Maibaum vor dem Fenster der Schönen auf, mit der er versprochen war oder deren Gunst er zu erringen hoffte. Der Maibaum wurde im Boden versenkt, die Erde festgestampft, oder an ein Gebäude angelehnt und daran befestigt. War ein Mast schwer zu besorgen oder das Aufstellen desselben aus irgend einem Grunde schwierig oder unzumutbar, dann begnügte man sich damit, das geschmückte Bäumchen auf einem Baume anzubringen, der ungefähr vor dem Fenster des Mädchens stand, welches ausgezeichnet werden sollte. War der Maibaum fertig, dann sangen die Burschen und spielten dazu Ziehharmonika oder Geige, daß es im ganzen Dorfe schallte. Hatte ein Mädchen ihrem Burschen die Huld entzogen, dann spielte er ihr zum 1. Mai einen Schabernack. Statt des Maibaumes stellte er vor ihrem Fenster einen Rehrbesen mit langem Stiele im Getreide auf oder setzte einen mit Lumpen bekleideten Strohmann auf einen hohen Baum, der vor dem Fenster ihrer Kammer stand. Einen solchen „Dziód“ bekamen

auch Mädchen, die sich auf irgendeine Art miß-
liebig gemacht hatten, statt des Malbaumes.
L. Chrobok.

Arbeiten in der Scheune

(Richtersdorf)

Es wird sorgsam darauf gehalten, daß in der
Scheune nicht gegessen werden darf. Beim
Dreschen oder anderen Arbeiten in der Scheune
dürfen die Arbeiter bezw. Drescherinnen ihr
Frühstücks- oder Vesperbrot nur außerhalb
der Scheune einnehmen. Man glaubt, daß
durch die verstreuten Brotkrümchen Mäuse in
die Scheune angelockt würden, welche dann in
dem unausgedroschenen Getreide großen Scha-
den anrichten würden. E. Czmoß.

Austreiben des Viehs auf die Weide

Wenn im Frühjahr das Vieh das erste Mal
auf die Weide getrieben wird, so werden beim
Passieren des Hoftores sowohl der Hütetjunge,
als auch die Kühe von der Bäuerin un-
terschiedlich mit Wasser aus dem Melkeimer be-
spritzt, damit der Hirte nicht einschlafe und
die Kühe viel Milch geben. E. Czmoß.

Über die Anwendung des Urins als ober- schlesisches Heilmittel

Wie E. Borzucki im Heft 5 der D/S. Volks-
kunde unter: „Zur Volksheilkunde des Beuthe-
ner Landes“ mitteilt, hilft nach dem Glauben
des Oberschlesiers gegen aufgesprungene Hände
und Füße der eigene Urin, der überhaupt als
gutes Desinfektionsmittel gilt.

Diese angebliche Heilwirkung des Urins wird
meist damit begründet, daß das im Urin ent-
haltene Salz die Wunde „auszwicke“. Diesen
Glauben versuchen gebildete Oberschlesier
damit zu stützen, daß das Behandeln der
Wunde mit Urin zumindest eine mechanische
Reinigung darstelle, und daß die Möglichkeit
nicht ausgeschlossen sei, daß das im Urin in
mehr oder weniger großer Menge enthaltene
Eiweiß über der Wunde zu einem feinen Häu-
tchen gerinne und so die Wunde dem Eindrin-
gen von Säulniskeimen verschließe.

Die Ansicht über die Heilkraft des Urins ist
unter den Bergleuten, und hier wieder unter
den Erzbergleuten, besonders verbreitet. Lez-

tere haben die Gewohnheit, nach beendeter
Schicht in die Hände zu urinieren. Dieses Ver-
fahren erklären sie damit, daß die durch die
Arbeit mit Bohrstange, Schlägel und Eisen
an den Händen entstehenden kleinen Wunden
und Schrunden eher heilen. Erwägt man, daß
der Bergmann sehr konservativ veranlagt ist
und die Sitten und Gebräuche seiner Vorfah-
ren wie kein anderer Beruf pflegt (s. Tracht,
Sprache), so ist der Schluß nicht unberechtigt,
daß die Anwendung des Urins als Heilmittel
vielleicht bis in prähistorische Zeiten zurück-
reicht. Bei dieser Gelegenheit möge auch er-
wähnt werden, daß die unter Tage beschäftig-
ten Pferdejungen die Verletzungen der Pferde
durch Benässen mit Urin behandeln. Clupik.

Sagen aus Ostoberschlesien

Es geht eine alte Prophezeiung, daß auf dem
Krol'schen Felde in Brynow ein Schatz
vergraben sei. Gehoben wird er werden, wenn
ein Zwillingsskind mit einem Zwillingsschens-
gespann über ihn den Pflug führen wird.
Einmal ackerte der Maciek Krol auf diesem
Feld. Da blieb der Pflug plötzlich hängen und
brach aus. Ärgerlich hierüber, stieß er einen
argen Fluch aus. Da hörte er ein seltsames
Klingen wie von Gold und Silber. Jetzt fiel
ihm die alte Prophezeiung ein. Er grub nach,
fand aber nichts, denn der Schatz war infolge
des Fluches in die Erde versunken.

Dort, wo jetzt das Gasthaus „Zur Kłod-
ziskaquelle“ in Brynow steht, war frü-
her eine kleine Schenke. Diese hieß: „Zum
Böcklein“. Den Namen führte sie deshalb,
weil sich früher über der Quelle immer ein
Ziegenbock zeigte. Das war der Wassermann.

Über die Brynower Brücke, die im
Zuge der nach Nikolai führenden Chaussee
die Klontz überbrückt, ging eines Abends ein
etwas angeheiteter Mann. Da hörte er je-
mand heftig und wiederholt niesen. Es war
ihm, als wenn der Niesende unter der Brücke
säße. Er rief ihm daher den üblichen Wunsch
zu: „Daß Dir Gott helfe“, worauf der unsicht-
bare Nieser sagte: „Hundert Jahre bin ich
schon unter dieser Brücke und warte auf meine
Erlösung. Du hast mich endlich erlöst. Gott
bezahle“. Der Mann aber sah niemanden.

Zu dem Besitzer der jetzt abgebrochenen Sadowske-Mühle kam einst ein Wanderbutsch, welcher um ein Almosen bat. Der Müller aber hatte gerade üble Laune und wies ihn ab. Da merkte der Butsch, daß die schweren Mühlsteine aus dem Mahlgang sprangen, dann allein weiter hüpfen und auf das Feld rollten. Keiner sah aber einen Menschen, der sie etwa angetrieben hätte.

Da merkte der Müller, was die Uhr geschlagen hatte. Weil er aber keiner von den Dummern war, wußte er sich gleich Rat. Er holte aus dem Hause eine dicke Krücke, die steckte er in die Erde und hing darüber einen ebensolchen Pelz, wie ihn der Wanderer gehabt hatte, und schlug nunmehr mit einem anderen Stecken auf den Pelz mit Leibeskräften ein. Auf einmal stand der Wanderer wieder neben ihm und bat ihn, er möchte ihn doch nicht mehr schlagen, er wolle die Steine wieder an ihren Platz bringen. Und so geschah es.

In Chojek, dort wo die großen Kalksteinbrüche sind, stand früher die Limainskische Schenke. Dort war immer ein lustiges Leben. Als aber einmal über Mittag auch während des „Engel des Herrn“-Läutens getanzt wurde, da erbebte der Boden, und die Schenke versank mit allem, was darin war. Über der Stelle bildeten sich große Wasserlöcher. Als man dort eine Ente aussetzte, tauchte sie unter und kam erst in den Sadowskischen wieder zum Vorschein.

Auf der ehem. Bortlik'schen Besitzung in Brynow zeigte sich auf dem Brunnenrande öfter der Utoplec. Viele Leute haben ihn gesehen. Als eines Abends der Lubina'sche Knecht nach Hause fuhr, sprang in der Nähe der Brücke, auf deren Schlussstein der Krebs eingemeißelt ist, ein Herr auf seinen Wagen. Dieser sprach nichts, er gab aber dem Fuhrmann seine Pfeife zu rauchen. Als der Knecht zu Haus angekommen war, war der fremde Herr verschwunden. Das Pfeifchen war ein Aftsnorren.

Der alte Rygulla kam einmal spät nachts den Weg, der vom Zalenzer Walde nach seiner Wohnung führte. Da stellte sich ihm ein großer schwarzer Hund entgegen, der ihn weder rechts noch links vorbeilassen wollte. Schließ-

lich wurde R. wütend, und er hackte in den Hund hinein. Doch wohin er auch hackte, so traf er nur in die Luft. Der Hund hatte ihn angefallen und lag mit seiner ganzen Schwere auf ihm, sodaß R., der mit dem lieben Gott gebrochen hatte, es jetzt mit der Angst zu tun bekam. Jetzt erinnerte er sich des Rates seiner verstorbenen Mutter, er bekreuzigte sich und betete ein Vaterunser, und sofort war auch der Teufel, denn das war der schwarze Hund, verschwunden.

In Vigota stand auf dem Koczynas'schen Felde in alter Zeit eine Kirche, welche infolge eines Gluches in die Erde versunken war. Sie sollte, wenn der Gluch gewichen war, wieder auftauchen. An der Stelle der versunkenen Kirche brach eine Quelle hervor, und zu gewissen Zeiten hörte man daselbst Kirchengeläut. Als einmal das Läuten außerordentlich stark zu hören war, brummte der Besitzer ärgerlich: „Zu welchem Teufel läuten sie denn heut so?“ Das war ein erneuter Gluch. Die Kirche, die schon mit der Kirchturmspitze aus der Quelle ragte, verschwand sofort wieder. Aber die Zeit des Gluches war schon erfüllt. Denn nicht lange nachher erhielt Vigota eine Kirche, die jetzige Klosterkirche.

An der Straßenkreuzung in Brynow befand sich früher ein Teich. In diesem Teich suchte einmal ein am Leben Verzweifelter den Tod. Es war daher nicht geraten, an dem Teiche um Mitternacht vorbei zu gehen.

Als einmal einer spät nachts heimkehrte, hörte er hinter sich ein Rauschen, wie von seidenen Gewändern, er konnte aber niemanden erkennen. Auch andere machten dieselbe Entdeckung. Ein junger Mann, der daran nicht glauben wollte, wollte der Sache auf den Grund gehen. Zu diesem Zwecke trank er sich zunächst Mut an, dann machte er sich, mit einem derben Knüttel bewaffnet, auf den Weg.

Wie er an die bewusste Stelle kam, tauchte vor ihm plötzlich ein Mann mit einem großen Hute auf. Diesem mußte der junge Mann folgen, er konnte machen, was er wollte. Und plötzlich fühlte er, daß er sich in dem Teiche befand. Nur dem Umstande, daß er ein guter Schwimmer war, hatte er es zu verdanken, daß er dem Utoplec entweichen konnte.

In Ligota lebte früher ein Mann, der konnte heren. Sein Geld wurde auch nie von Hagelschlag heimgesucht. Wenn er sein Getreide einfuhr, so beschwor er die Wolken so lange, bis das letzte Suder eingeerntet war. Das machte er so, daß er das Vaterunser vor- und rückwärts betete.

Im Jamnatal bei Nikolai steht eine alte Mühle, deren erster Besitzer ein sehr reicher Mann gewesen war. Seinen Reichtum verdankte er dem Teufel, dem er seine Seele verschrieben hatte.

Als die Stunde seiner Höllenfahrt gekommen war, erschien der Teufel auf einer mit 2 schwarzen Pferden bespannten Droschke vor der Mühle, um den Müller mitzunehmen. Doch die Müllerin wollte ihren Mann um keinen Preis herausgeben. Endlich erklärte sie, den Mann herauszugeben, wenn ihr der Teufel die Erlaubnis gäbe, ihn wenigstens bis zum Hölleneingang zu begleiten. Dem Teufel blieb schließlich nichts anderes übrig, als einzunwilligen und die Frau mitzunehmen.

Da es dem Teufel aber darum zu tun war, der Frau den Eingang in sein unterirdisches Reich nicht zu verraten, stellte er die Bedingung, daß sie sich weder auf dem Hin- noch dem Rückwege auch nur ein einziges Mal umsehen dürfe, im anderen Falle wäre sie sofort eine Leiche.

Die Frau war damit einverstanden. Sie nahm aber ein Zwirnsnäuel in die Hand, dessen Ende sie an die Türklinke band. Der Teufel fuhr los, und wie der Blix ging es die Kreuz und Quer, bis er in einer Schlucht in der Nähe einer riesigen Tanne hielt, die Frau aus dem Wagen warf und mit Schwefel- und Pestgestank in die Erde fuhr.

An dem Zwirnsfaden, den sie aufhaspelte, fand die Frau wieder nach Hause zurück. Kein einziges Mal hatte sie sich unterwegs umgesehen, als sie aber schon die Haustür geöffnet hatte, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen und drehte sich um. Da gabs einen fürchterlichen Windstoß, die Tür schlug unter gewaltigem Krachen zu und schlug der Frau die kleine Behe, welche noch jenseits der Schwelle war, ab.

Das Loch, wo der Müller zur Hölle fuhr, ist heut noch auf der Höhe bei Kamionka zu

sehen. Einige Hirten sahen dort öfters Feuer. Als einem der Knaben seine Mütze in das Loch fiel und er sie am nächsten Tage holte, war sie mit Gold gefüllt. Nun warfen auch die anderen Jungen ihre Mützen hinein, sie waren aber niemals gefüllt.

In Gostyn waren einmal in der Nähe eines der vielen Leiche, die das Dorf umgeben, 2 Männer mit Grasmähen beschäftigt, während ein junger Bursche auf einem in das Wasser reichenden Brett, wo die Frauen Wasser schöpften, sein Dengeleisen eingeschlagen hatte und lustig die Sense dengelte.

Auf einmal stürzte er lautlos kopfüber ins Wasser. Da der Bursche ein lustiger Vogel war, glaubten die Männer, er wolle sich mit ihnen einen Spaß machen. Sie warteten daher etwas, als er aber nicht herauskam, tauchten sie nach ihm und zogen ihn schließlich auch heraus. Um seine Beine hatte sich eine Falle geschlungen. Die Falle trug man nach Hause. Am nächsten Tage kam zu den Männern ein feiner Herr im Staatsrock und verlangte die Fangeisen zurück. Man wollte sie ihm erst nicht geben und hielt ihm vor, warum er solche Dummheiten mache. Darauf sagte er: „Das habe ich nicht gemacht, das war nur mein Lehrling“. Jetzt wußten sie, daß der Junge verloren gewesen wäre, wenn er selbst, der Utoplec, die Fallen gestellt hätte. Damit er keine Rache übe, und um ihn schnell los zu werden, gaben sie ihm darauf die Fallen heraus. Slupik.

Abergläubische Fürsten

Von Georg Büchs, Pleß.

Adam Wenzel von Teschen (1595—1617) und Abraham von Promnitz, Herr auf Pleß (1591 bis 1612), waren recht abergläubische Landesherren. Davon zeugen zwei Schriftstücke des Adam Wenzel an Abraham, die sich im Fürstlich Pleßischen Archiv vorfinden. In einem Falle bittet Adam Wenzel um einen Gürtel von Hirschhaut, die zwischen zwei Marienfeiertagen gegerbt sein mußte, für seine Frau im Wochenbett. Im andern Falle erkundigt sich Adam Wenzel nach einem Weibe, die von Zauberei heile.

Nachfolgend die Kopie der beiden Briefe:

„Von gottes gnaden, Adam Wenzell, Herzog

in Schlesien, zue Teschen vnnnd Großen Glogau. Unnsere sonderen grus mit erbietung alles gutten zuvor, wolgeborner herr, unnsere lieber besonder. Wir mögen dem herrn nicht verhalten, das sich unnsere herrn vielgeliebte gemahlin, nachdeme der allmächtige gott ihr 10. geholfen und den 17. dieses uns eine junge tochter beschert hat, inn ihrem kintl bethe nicht allendiengs wolbesiendet, wann wir uns dan haben berichten lassen, das der herr eine hirschhaut, so zwischenn zweyer lieben frauen freiertage geschlagen, haben solle, allß begehren wir an den herrn, er wolle uns soviel zu wiellen sein, und uns einen gürtel davon zukommen lassen, oder darleihen, innmangel denselben, umb einen leib zu reichen, von obgemeldter haut zu schneiden, und uns hiemit zu übersenden verordnen, wie uns nicht zweifelt, der herr uns solches zue senden gefallen thuen werde, das wollen wir umb des herrn in allem guten zuerkennen, in kein vergessen stellen, deme wir sonst in allem gutten wolgewogen.

Geben Teschen den 21. juni Anno 1599.

A. W. (Adam Wenzel) Herzog."

„Unser freundliche dienst unt geneigten willen und erpietung alles gutten. Wolgeborner herr, besonders lieber freunt, gebatter und bruder, nachdem wir leider so viel befinden, das unsere tägliche zumemend schmerzen, mehrers auß zusehung und zauberen böser leuth können herieren, und wir aber berichtet sein von etlichen unnsere getreuen und lieben, daß der herr von einem weibe, die er selber in solchen fällen geprauchet, bey Friedtlandt wohnende, solle wissenschaft haben, als gelanget unnsere freundlich, vertraulich empfiges ersuchen und pitten, der herr wolle uns unbeschweret durch zeigen unnsere laggen schriftlich zu wissen machen, wo daselbe weib, welches in solchen fällen solle zue rathen wissen, eigentlich anzutreffen, und wie ihr namen heißet, damit wiers ehest möglichsten möchten alhero bekönnen, und ihre meinung vernehmen ...

Geben auf Teschen in der nacht den 18. Decobris 1606.

Von gottes gnaden Adam Wenzel in Schlesien zue Teschen und Großgl. Herzog

williger bruder

A. W. Herzog."

Rindersprüche aus Hindenburg

In dem Wagen Nr. 4
tranken Herren ein Glas Bier,
machten eine Rutschpartie
durch das Land, man weiß nicht wie.
Rundirundiralla ...

Ich bin ein kleiner Affe
und trinke gerne Kaffee,
und esse gerne Kuchen,
die Gretel kann mich suchen.

Hansele, was machst du denn?
Ich pouffier die Omama.
Hansele, das darfst du nicht,
Omama ist alt für dich.

G. Hyckel.

Handwerkersprüche

Ziegelmacher: Stein und Ziegel gut ge-
braunt und viel Glück im Zieglerstand.

Schmied: Einen schönen Gruß aus der leg-
ten Werkstatt für den Schmiedemeister
und Gefellen.

Fischer: Mit Gunt! Alle Meister und
Gefellen lassen freudig grüßen, von wo
ich komme wegen des Handwerks.

Schlosser: Mit Gunt! Ein fremder Schloss-
ser spricht um Arbeit.

G. Hyckel.

Stöbern

Spiele mit Tonkugeln. Aus Ratibor.

1. Vor Beginn des Spieles wird jedesmal die Zahl der zu werfenden Kugeln angegeben, z. B. 3. Dann wirft der erste Spieler. Fällt ein Teil der Kugeln neben das Loch, so sucht darauf der zweite Spieler seine Kugeln alle in das Loch zu werfen. Wer am wenigsten drau-
ßen hat, beginnt das Stöbern, das von dem andern fortgesetzt wird, wenn der erst einmal eine Kugel nicht in das Loch trifft. Wer die letzte Kugel in das Loch stößt, nimmt sich alle darin enthaltene Kugeln.

Werden aber gleich zu Anfang von dem ersten Spieler alle Kugeln in das Loch geworfen, so legt der zweite Spieler eine seiner Kugeln in einer gewissen Entfernung abseits auf die Erde,

die übrigen in das Loch. Mit der abseits liegenden Kugel beginnt das Spiel, indem der erste Spieler versucht, sie in das Loch zu stoßern. Versagt der erste Stoß, setzt der zweite Spieler fort. Hat auch er kein Glück, folgt wieder der erste Spieler und so wird abwechselnd das Stoßern mit der einen Kugel fortgesetzt, bis sie im Loche ist, dessen Inhalt dem letzten Spieler gehört.

2. Ziege. Eine vorher vereinbarte Zahl von Kugeln wird in das Loch geworfen. Dann legen die Spieler je eine Kugel in gleicher Entfernung nebeneinander seitwärts auf die Erde. Der erste Spieler sucht seine Kugel mit möglichst wenig Stößen in das Loch zu stoßern. Hat sie ihr Ziel erreicht, beginnt der zweite. Wer die wenigsten Stöße braucht, nimmt den ganzen Inhalt des Loches.

3. Meister. Eine bestimmte Anzahl von Kugeln wird von den zwei Spielern abwechselnd in das Loch geworfen, so lange, bis es einem Spieler gelingt, bei seinem Wurf mehr Kugeln hinein zu bringen als der andere. Ihm gehört der ganze Lochinhalt. G. Hinkel.

Anfragen

I.

War der mittelalterliche Scharfrichter auch Arzt für Hunde? In den Rentabrechnungen der Gräflisch Promnitzschen Kammer in Pless vom Jahre 1710, pag. 137 findet sich nachstehende Notiz:

„Dem hiesigen Scharfrichter von Aushenlung eines Dachs Hundes mit Nr. 5 gezahlet 1 Gr. 9 Kr.“

Sind Hundeheilungen durch den Scharfrichter anderswo bekannt? Georg Büchs.

2.

Zu Anschluß an meinen Aufsatz: „Die Sterne im obereschlesischen Volksglauben“ (Der Oberschlesier, Novemberheft 1929, S. 756—760) teilt uns Herr Heini Rütting aus Münster i. W. folgendes mit:

„Ich kenne einen alten Kupferstich von Paderborn aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, der die sehr rätselhafte Überschrift trägt:

Clarius occidua tratrix de Luce refulget
Fratris specimen tibi reddit adempti.

Statt Paderborn.

Die Anschrift steht unterhalb eines Bogens, wahrscheinlich eines Regenbogens, in den die Sternbilder des Löwen, der Jungfrau und der Zwillinge eingezeichnet sind. Vom Kopf des einen der Zwillinge fällt schlaglichtartig ein Lichtstreifen auf den Turm des Domes.“

Wer kann obige Inschrift übersetzen oder wenigstens erklären und deuten? Ist volkswundliches Material bekannt, das auf das Sternbild der Zwillinge oder andere, in dem oben erwähnten Aufsatz nicht berührte Sternbilder Bezug nimmt? L. Chrobok.

3.

Wo besteht die Sitte, daß jemand, der sich ungerecht verurteilt glaubt, seine Richter vor Gottes Gericht lädt? In welcher Art?

Ist ein Ort genannt, etwa das Tal Josaphat?

Kennt man auch sonst das Tal Josaphat?

Was soll sich dort ereignet haben?

Wo gibt es einen Flurnamen Josaphat?

Warum heißt der Ort so?

Antworten erbeten an Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24.

(Frage 3 bereits einmal veröffentlicht im „Oberschlesier“, Märzheft 1930, S. 229/230).